

---

---

## Mein erster Schmerz.

Ich hatte ein liebes, liebes Schwesterchen. Es war über ein Jahr jünger als ich und hatte schöne, blaue Augen und blondlockiges Haar. Mutter hatte ihm ein rotfarbirtes Kleidchen gemacht, drin sah es allerliebste aus, und Vater machte ihm ein Paar hochlederne Stiefelchen, die waren so weich wie Samt. Da wurde mein Schwesterchen, das „Ketta“ hieß, gar nicht müde beim Springen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Auch ließ sich so gut spielen mit ihm und niemals haben wir beide Streit bekommen.

Am Tisch durfte ich neben ihm sitzen, und wenn Mutter mein Leibgericht brachte, schob mir Schwesterchen jedesmal ihr hölzernes Tellerchen mit ihrem Teil zu und sagte: „Schorschl, is, ich hab genug!“

Wenn lichte Tage waren und es abends dunkelte und die Betglocke läutete, setzten wir uns vor das Haus auf die alte steinerne Bank, falteten die Hände, um ein kleines Gebet zu sprechen, das uns die Mutter gelehrt hatte. Mutter brachte dann jedem sein hölzernes Tellerchen, gefüllt mit frischgemolkener Milch und ein Stück Schwarzbrot dazu, das wir mit Behagen verzehrten. Dann durften wir schlafen gehen. Schwesterchen schlief in einer vom Vater selbst gezimmerten Bettlade. Darin, meinte es, schlafte sich's nochmal so gut. Nachdem wir uns im Gebet der Englein Wacht anbefohlen hatten, drückte Mutter Schwesterchen noch einen Kuß auf die roten Wädschen. „Schorschl auch einen“, sagte es jedesmal, obwohl es der Mahnung gar nicht bedurfte, denn Mutter hatte uns beide gleich lieb.

Fünf Jahre war Schwesterchen alt, als der Frühling wieder ins Land kam und mit ihm die lieben munteren Sänger, die in den Hecken hinter dem Dorfe so schön sangen.

An einem prächtigen Frühlings-Nachmittag gingen Schwesterchen und ich hinter's Dorf, um Veilchen zu pflücken. Wie freute es sich, wenn es immer schönere fand als ich! Als wir ein prächtiges Sträußchen hatten, sprangen wir heim. Schwesterchen lief der Mutter in den Schoß und hielt ihr die duftenden Blümchen entgegen. „Das will ich dem lieben Gott bringen,“ meinte es, während es beide Hände der Mutter ergriff und sie mit seinen blauen Augen so lieb anblickte.

„Tue es, mein Kind!“ sagte die Mutter, „ich will dir den Weg zeigen!“ Sie legte ihre Näharbeit beiseite, band eine frische, blaue Schürze um und ein schwarzes Tüchlein auf ihr glatt gescheiteltes Haar,

---

nahm Schwesterchen bei der Hand, führte es bis ans Ende vom Dorf, wo das Armenhaus stand. Dort zeigte ihm Mutter die Tür und sagte: „Da gehe hinein, Kind, mit deinem Sträußchen!“

Zögernd ging Schwesterchen darauf zu, und als man auf sein leises Anklopfen „herein!“ rief, ging es zu dem ärmlichen Bette, das fast das einzige Möbel in dem Armenstübchen war, und legte der alten, franken Frau, ohne ein Wort zu sagen, das Sträußchen in die abgezehrte Hand. Lange, lange blickte das Schwesterchen die Dulderin an, während jene ebenfalls, ohne ein Wort zu sagen, Schwesterchens zarte Hand in ihrer rauhen, schwielen Hand hielt — — —

Als endlich Schwesterchen wieder herauskam, waren die Sternlein aufgegangen. Immer wieder blickte es hinauf zu ihnen, dann sagte es leise: „Mütterchen, hat der liebe Gott so rauhe Hände?“

Bald wurde es Sommer, ein Tag nach dem andern ging dahin in Lust und Freude. Wir freuten uns am Spiel, waren fröhlich und ohne Sorgen, wie die lieben, kleinen Sperlinge, die in Hof und Garten herumhüpften, und fragten nicht darnach, was es morgen oder nächste Woche zu essen gäbe.

Doch rasch eilten die Sommertage dahin und der Herbst nahte. Die lieben Säger hinter dem Dorf hatten ihre Nester verlassen und zogen südwärts. Rauhe Winde jagten über das Stoppelfeld und auch mein Schwesterchen war nicht mehr so munter. Bald waren seine Hände kalt, bald warm, seine Wangen glühten. Zuweilen fragte es mich, wie weit es bis zu den Sternen wäre und ob ich den Weg dahin wüßte.

Eines Tages, als die Herbstsonne milde schien, erlaubte uns Mutter, auf die Wiese zu gehen und zu sehen, ob wir Blumen fänden. Schwesterchen wollte so gerne ein Sträußchen haben. Draußen aber standen nur Herbstzeitlosen und die gab es in Hülle und Fülle, so daß wir ganz entzückt waren ob all der Pracht. Aber der alte Schäfer, der nebenan seine Schafe weidete, kam herzu, grüßte uns freundlich und sagte: „Kinder, Kinder, laßt mir diese Blumen stehen, sie erfreuen zwar unser Auge, aber sie sind giftig. Wollt ihr Blumen haben, so geht zur Schäferin, die dort am Ende des Dorfes ihren Garten hat, sie wird euch gerne von ihren schönen A stern schenken.“ Die Schäferin schenkte uns einen großen Strauß, über den sich mein Schwesterchen sehr freute.

Als wir heimkamen, klagte Schwesterchen über Kopfschmerzen und Halsweh. Mutter brachte es ins Bett, dann rief es mir noch, ich solle ihm die Blumen bringen. „Die bringe ich wieder dem lieben Gott“, sagte es. —

---

Als der Doktor kam, den der Vater eiligst geholt hatte, durfte ich nicht mehr beim Schwesterchen bleiben und mußte in der oberen Stube schlafen.

Am anderen Morgen stand ich sehr frühe auf, um nach dem Schwesterchen zu sehen. Da weinte Mutter sehr und auch Vater war recht traurig. Schweigend führte er mich in die Stube. Da lag mein Schwesterchen, weiß gekleidet, mit roten Wangen, die Augen geschlossen — für immer, die Aftern in den Händen. Es hatte sie dem lieben Gott gebracht, der es mit sanften Händen heimgetragen.

